

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 11

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kommentare

LAIE UND WISSENSCHAFTLICHER FORTSCHRITT

Beispiel: Geschichte

Der Atomphysiker Werner Heisenberg hat ein Buch herausgegeben mit dem Titel «Der Teil und das Ganze» (Deutscher Taschenbuch-Verlag, München). Es sind Lebenserinnerungen des heute 74jährigen Wissenschaftlers, eingebettet in die atemberaubende Entwicklung der Atomphysik während der letzten fünfzig Jahre. Dank des hervorragenden Anteils, den er selber an dieser Entwicklung genommen hat, kann Heisenberg sie um eigene Erlebnisse und Gespräche kreisen lassen.

Welche Bewandtnis mag es dabei mit dem anspruchsvollen Titel «Der Teil und das Ganze» haben? Wie vielleicht keiner anderen Wissenschaft ist es der Atomphysik gelungen, im Verlaufe von nur zwei Generationen von Teilergebnissen *auf das Ganze* vorzustossen. Diesen Werdegang vermittelt das Buch in geradezu faszinierender Weise. Gleichzeitig weckt es aber auch Gedanken des Bedauerns, ja sogar des Vorwurfs gegenüber jenen Wissenschaften, die aus Teil-Erkenntnissen bis jetzt noch nicht herauszuwachsen vermochten, sondern im Gegenteil auf der Stufe stehengeblieben sind, wo sich die Physik am Ende des Ersten Weltkrieges, also zu Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn Heisenbergs, befunden hatte.

Zur Verdeutlichung des zurückgelegten Weges eine Reminiszenz an den Physikunterricht, wie ich ihn selber um die Mitte der zwanziger Jahre am Gymnasium genossen hatte. Da wollte ein gänzlich unfähiger Lehrer das Gesetz

des freien Falles mit einer sogenannten Fall-Maschine beweisen. Ich stritt mich während anderthalb Schulstunden mit ihm herum, dass doch für ein physikalisches Grundgesetz nicht ein Experiment beweiskräftig sein könne, bei dem man mit Schrauben herumlaborieren müsse, bis das Ergebnis endlich stimme. Dass wir den Abweichungen durch kräftiges Verstellen der Schrauben nachgeholfen hatten, und dass ein solcher Unterricht keinerlei positive Spuren zu hinterlassen vermochte, liegt auf der Hand.

Wissenschaftlicher Fortschritt und geistiges Klima

Wieso war dies in München, wo Heisenberg um dieselbe Zeit bei Sommerfeld studierte, gänzlich anders? Die naheliegende Antwort, mein Schulmeister sei ein bedauernswerter Nichtskönnner und Sommerfeld in München einer der vielleicht bedeutendsten akademischen Lehrer gewesen, trifft den Kern des Problems wohl nur am Rande. Ausschlaggebend für jede wissenschaftliche Entwicklung scheint vielmehr ein irrationaler Faktor, den ich das *allgemeine geistige Klima* nennen möchte. Es beruht auf dem Interesse, auf einem Wohlwollen, das die Öffentlichkeit der Arbeit an den höheren Schulen ganz allgemein und den Kontroversen innerhalb der Geisteswissenschaften im besonderen entgegenbringt.

Heisenberg selber bedient sich eines Gleichnisses, um diesen Spannungsbereich verständlich zu machen: Ein Wissenschaftler arbeitet mit Erfahrungs-Tatsachen und Theorien ähnlich wie der Kunstmaler mit Pinsel und Farbe, um ein Bild, das er vor seinem geistigen Auge trägt, auch den anderen sichtbar werden zu lassen. Mit Pinsel und Farbe wird ein solches Bild allerdings nicht bestimmt, und die Farbe ist nie die Wirklichkeit, aber es kann dennoch einen entscheidenden Teil der Wahrheit enthalten.

Um in einem solchen Sinne wirken und zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangen zu können, waren die Verhältnisse in München am Ende des Ersten Weltkrieges nahezu ideal. Die wirtschaftliche Notlage mit der Räterepublik München als politischer Episode hatte die heranwachsende akademische Jugend in aller Unerbittlichkeit mit ihrer materiellen und geistigen Existenz konfrontiert. Die einen steuerten durch Hilfsarbeit in der Landwirtschaft an den nackten Lebensunterhalt ihrer Familie bei, andere stiegen als Munitionsträger und dergleichen auf die Barrikaden und sahen sich dadurch – ob bei der einen oder anderen Partei – mitten in die Katastrophenslage Deutschlands versetzt. In diesem Chaos vermochte einem aufgeweckten jungen Menschen allein noch das Geistig-Zeitlose, die Wissenschaft, Halt und Inhalt zu bieten, und Heisenberg schildert in begeisternder Weise, wie er und seine Freunde aus dieser Spannungslage den Weg zu Sommerfeld und zur theoretischen Physik gefunden hatten.

Eine wohltemperierte, gesättigte Umgebung, wie sie ein junger Mensch zur gleichen Zeit in der Schweiz erlebte, lässt solche Impulse viel schwerer her-

anreifen. Was Kultur und Wissenschaft zu bieten vermögen, wird zur Pflichtübung. Je geordneter die allgemeinen Verhältnisse, je gesättigter die Umwelt, desto schwieriger wird für einen geistig Engagierten, sei er Lehrer oder Schüler, die innere Befreiung von jenem Konformismus, der die Eifersucht und einen Stellungskrieg um Rang und Ansehen vor den *Geist* stellt, der da «*wehen*» sollte. Nicht selten wird dort der Lehrer zum Bediensteten, der eine Pflicht erfüllt, und sein Schüler zum Erfolgsjäger, statt, wie die Generation Heisenbergs auf den Trümmern des Ersten Weltkrieges, zum uneigennützigen Diener am Geiste.

Die wissenschaftliche Laufbahn Heisenbergs und seiner Weggenossen bestätigt ganz eindeutig, dass schöpferische Phasen in der Menschheitsgeschichte nur dann eintreten, wenn sich in einem von Neid und Geltungssucht verschonten geistigen Klima diejenigen Menschen finden, die fähig und bereit sind, einem inneren Ruf zu folgen und kameradschaftlich mit Gleichgesinnten den auf sie zugeschnittenen Anteil an der Lösung jener Aufgaben zu übernehmen, die ihr Zeitalter für sie bereithält. Wer zu guter Letzt den grossen Wurf tut, heisse er Bohr, Heisenberg, Pauli oder wie auch immer, wird unter solchen Voraussetzungen zur Nebensache im Vergleich zur Gemeinsamkeit, aus welcher die ganze Entwicklung hervorgewachsen ist.

Dazu noch ein Weiteres: In einem Markte ist der Abnehmer König. Wir sind uns viel zu wenig bewusst, dass auf dem «Markte» des Geistes der *gebildete Laie* diese Rolle des Abnehmers und damit des Königs spielt oder zum mindesten spielen sollte. Sein Interesse, seine Nach-Frage hält den Markt lebendig, eine Funktion, die durch keinerlei

Einfluss «von oben» ersetzt werden kann. Dementsprechend trägt auch er, dieser Laie, die *Verantwortung* am schöpferischen Inhalt seiner Zeit, sollte doch er – und nicht irgendein Wunder – jenes geistige Klima stets aufs neue schaffen, dessen Kultur und Wissenschaft zu ihrem Gedeihen bedürfen.

Beispiel Schweizergeschichte

Einer solchen Resonanz in der breiten Öffentlichkeit kann sich heutzutage bei weitem nicht jede Wissenschaft erfreuen. Als Folge davon und fast zwangsläufig bleibt denn auch das betreffende Wissenschaftsgebiet in den Teilen verhaftet, anstatt, wieder nach der Terminologie Heisenbergs, den Durchbruch zum Ganzen zu finden. So begegnet etwa die *Geschichte des Mittelalters* gelegentlich nur noch auf der Ebene des patriotischen Pathos einem Widerhall. Im übrigen wird sie allzu oft als mehr oder weniger überflüssiges Schul- und Pflichtfach gewertet. Wer oder was hier die «Schuld» trägt, bleibe dahingestellt; sicher ist aber, dass die «Verantwortung» für diesen Zustand bei der Allgemeinheit, beim Laien liegt. Er hat sich allzu lange mit Halbwahrheiten und Legenden patriotisch oder kirchlich begeistern lassen und dabei versäumt, an die Geschichte jene – teilweise unbequemen – Fragen zu richten, deren Beantwortung sie als Wissenschaft erst volumnäßig legitimieren könnte. Wohl ist in den Teilen, im Chronikalischen, mitunter Bedeutendes geleistet worden. Jenes Vordringen auf das Ganze jedoch, wo die Geschichte des Mittelalters uns Laien und Bürgern entscheidend helfen könnte, unsere staatliche Existenz und unseren Standort im internationalen Spiel der

Kräfte richtig zu verstehen, ist leider allzu oft nur im engsten Fachkreise und ganz zaghaft erfolgt, wenn nicht sogar aus einer gewissen Selbstgefälligkeit und aus politischen oder konfessionellen Rücksichten unterblieben.

In einem solchen Falle sehe ich die Verantwortung des gebildeten Laien nicht nur im geistigen Klima ganz allgemein, sondern gleichzeitig auch in der *einzelnen Sachfrage*. Wenn beispielsweise bei Ausgrabungen lediglich Geräte und Münzen oder ein Stück Mauer aus der Römerzeit festgestellt werden, so darf der Bürger und Laie dies unter keinen Umständen als Wissenschaft anerkennen. Er muss vielmehr die Forderung stellen, dass gleichzeitig nach Querverbindungen zur autochthonen, einheimischen Kultur geforscht wird, damit aus den einzelnen Teilen mit der Zeit ein Bild des Ganzen entstehen kann. Dieses Ganze ist im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung bestimmt nicht die römische oder fränkische Herrschaft für sich allein gewesen, in der Art und Weise etwa, wie dies der Schuljugend noch allzu oft vermittelt wird. So bleibt hier zu Unrecht ein Bild haf-ten, als hätten sich diese beiden Reiche im helvetischen Raum einem Nichts überlagert! Als ebenso irreführend, ja für ein echtes Verständnis der Entstehung unseres Bundesstaates sogar verhängnisvoll, erweist sich unter Umständen auch jene Euphorie, die mit der alten Eidgenossenschaft Vorstellungen von einem Staate oder gar von einem Musterbeispiel für die individuellen Freiheitsrechte verbindet. Leitbilder solcher Art verfälschen das Selbstverständnis einer Nation für ihre aus der Geschichte hervorgewachsenen Strukturen und werden in Krisensituationen ihre Bewährungsprobe kaum bestehen.

Die historischen Wurzeln einer *Landsgemeinde* vor allem suchen wir wahrscheinlich ganz zu Unrecht in Vorstellungen von einer solchen Staatlichkeit. Die geheimnisvollen Querverbindungen zu einer Kirche und noch weiter zurück zu einem Gräberfeld lassen viel eher auf Wurzeln schliessen, die sehr tief in den *heidnischen Mythos* greifen und demzufolge sogar die landläufigen Vorstellungen vom Werdegang einer direkten Demokratie Lügen strafen könnten. Wissenschaft ist auch hier – wie in der Atomphysik – die Auseinandersetzung mit vorhandenen *Widersprüchen* und nicht die pathetische Selbstgefälligkeit.

Urkundengläubigkeit als Hemmnis

Durch den Umstand, dass die Mächtigen dieser Welt, sei es der Staat oder die Kirche, sich schon zu allen Zeiten einer *Beschönigung der Geschichte* beflossen haben, wird die Lösung solcher Widersprüche mitunter stark erschwert. Wir müssen damit rechnen, dass auch die römische Kirche des Mittelalters solchen Versuchungen erlegen ist. Sie hatte ja auch alle Instrumente in der Hand, um das Geschichtsbild in ihrem Sinne zu formen: das absolute Monopol der Schrift als solcher und der für Urkunden und Chroniken zumeist verwendeten lateinischen Sprache im speziellen. Wer will ihr verargen, dass sie sich dieser Instrumente in ihren wohl recht harten Auseinandersetzungen mit den heidnischen Einflüssen bediente? Bei passender Gelegenheit konnte sie ja sogar den weltlichen Herrschern, mit denen sie wechselweise sich in die Macht teilte oder darum stritt, gefällig sein, wenn sie in Sprache und Schrift alle Spuren verwischte, die im helvetischen

Raume zu den autochthonen und damit zwangsläufig nichtchristlichen und nichtrömischen Wurzeln zurückführen. Dass nun aber Chroniken und Urkunden, die auf solche Weise entstanden sein könnten, von der Geschichtswissenschaft noch heute kritiklos als Arbeitsunterlage verwendet werden sollen oder dürfen, liegt keineswegs auf der Hand. Der Weg zum Ganzen öffnet sich für uns im Gegenteil doch nur, wenn wir das vorhandene Dokumentationsmaterial auf seine Zuverlässigkeit und Unvoreingenommenheit prüfen!

In einem solchen Sinne zu prüfen wären allem voran die *Orts- und Flurnamen* mit einem Bezug auf frühgeschichtliche Gemeinschaftsformen ganz allgemein und auf deren Verhältnis zur Kirche im speziellen. Die Silbe *Zell* zum Beispiel geht mit all ihren Variationen (sal, sil, sol, sul) (vgl. «Geschichte und Pathos», Schweizer Monatshefte, August 1974) viel eher auf heidnische Ursprünge zurück als auf eine christliche Zelle. Des weiteren könnte der Name *Pleiv* für Grosspfarreien wie Lugnez und Zuoz ganz im besonderen geeignet sein, um solche Widersprüche in den Griff zu bekommen. Seine Ableitung von ecclesia plebeia will mir ebenso missbräuchlich erscheinen wie plana fagus bei Plaffeien, ja sogar ganz allgemein: Wenn uns für den wichtigen Sachverhalt einer Tal- oder Hauptkirche und gleichzeitig des Ortes, wo eine Landsgemeinde aus heidnischen Ursprüngen hervorgewachsen ist, neben Pleiv und Plaffeien dermassen ähnliche Bezeichnungen überliefert sind wie *Placita* Donnegalia in Giornico, *Plaid* in Sitten, *Plaid Général* in Saillon und *Platz* in Safien, Klosters und Davos, so darf die Wissenschaft derartige Hinweise doch nicht unbeachtet lassen oder sich etwa

gar an plumpe Latinisierungen im Urkundenmaterial klammern! Allein schon die blosse Möglichkeit, dass Chronisten des Mittelalters solche Ortsnamen der Geschichtsklitterung für würdig befunden haben könnten, liesse doch viel eher interessante Rückbezüge auf heidnische und nicht auf christliche Wurzeln vermuten! So besehen, will mir beispielsweise in der überlieferten Auslegung von Chiavenna-Cläfen-Cleven das lateinische Wort *clavis* (Schlüssel) als geradezu verdächtig erscheinen, und zwar etwa in dem Sinne, dass in der stürmischen Geschichte dieses Talkessels ein ursprünglicher Name Pläfen, der auf ähnliche Merkmale wie das heidnische Pleiv hätte schliessen lassen, zur Beschönigung usurpierter Herrschaftsverhältnisse rein willkürlich mit Cläfen in die Urkunden gelangt sein könnte.

Hier nochmals zur *Methode* und zur Verantwortung des Laien gegenüber einer Wissenschaft. Widersprüche und Schwierigkeiten treten in jedem Falle auf, aber es gilt – wie Heisenberg dies für die Atomphysik so eindrucksvoll schildert – sie auch in der Geschichte als Ansporn bereitwillig anzunehmen und nicht in ein resigniertes Patt ausmünden zu lassen, wie dies gerade bei den interessantesten Problemen manchmal geschieht. Der Laie seinerseits muss dann aber ein wissenschaftliches Ergebnis unter Umständen auch in seiner Unvollständigkeit und Widersprüchlichkeit bereitwillig annehmen und es nicht der patriotischen Euphorie unterordnen wollen.

Widersprüchlichkeit als Ansporn

Unter diesem Leitsatz stellen sich der Geschichte viele hochinteressante, aber gleichzeitig auch politisch und konfes-

sionell spannungsgeladene Probleme. Im folgenden einige Beispiele, wie sich vielleicht mit dem Infragestellen konventioneller Deutungen das Interesse der Allgemeinheit für Probleme der mittelalterlichen Geschichte wiedergewinnen liesse: Muss die Absetzung des Abtes Othmar von St. Gallen als kirchlicher oder als machtpolitischer Vorgang gewertet werden? Heini Wolleb, um ein Beispiel aus der eidgenössischen Kriegsgeschichte zu nennen, war vielleicht alles andere als ein «staatlicher» Heerführer, sondern viel eher «Geschäftsmann in Kriegsführung», der sich und seine Gefolgsleute für die Schlacht bei Frastanz «verdingt» hat. In ähnlichem Sinne könnte auch Hans Waldbmann weit eher Condottiere in ausländischen (habsburgischen?) Diensten als etwa Staatsmann und Wahrer zürcherischer oder gar eidgenössischer Belange gewesen sein. Er wird auch kaum als ein Sonderfall gewertet werden dürfen, sondern wir müssen in ihm viel eher das augenfällige Beispiel für eine in der Geschichte des Mittelalters zentrale Frage sehen: Inwieweit und auf welche Weise haben sich ausländische Mächte ihren politischen Einfluss in der Alten Eidgenossenschaft und auch anderswo mit Privilegien an führende Männer, so etwa bei der Lieferung lebenswichtiger Rohstoffe wie Salz und Eisen, erkauft? Und umgekehrt: Lässt sich eine solche politische Laufbahn nicht überhaupt erst verstehen, wenn die Möglichkeit einbezogen wird, dass deren Aufbau von einer ausländischen Macht nicht allein mit den uns wohlbekannten Pensionen, sondern fast mehr noch mit der Gewährung von wirtschaftlichen Privilegien systematisch betrieben worden ist? So betrachtet, könnte eine Gegenüberstellung der Antipoden Diesbach

in Bern und Waldmann in Zürich zur vielleicht interessantesten Frage in der eidgenössischen Geschichte werden.

Direkt auf das Ganze gerichtet, und dementsprechend auch heikel, wären Fragestellungen etwa der folgenden Art: War die Besetzung des Veltlins wirklich ein eigenständiges, gewissermassen staatliches Unternehmen der Drei Bünde, wie wir uns dies so gerne vorstellen, oder nicht vielmehr ein von Frankreich angestiftetes und mit den berüchtigten «Douceurs» an einflussreiche Familien im Gange gehaltenes Manöver, um an einer für Habsburg bedeutsamen Nahtstelle Unruhe zu schaffen und damit militärische Kräfte zu binden? Oder etwa, im Blick vor allem auf die eidgenössische Frühgeschichte und auch auf das Verhältnis von «Kirche und Staat» im Mittelalter ganz allgemein: Sind die Motive zur Gründung und Förderung von Klöstern wie Einsiedeln und – vielleicht besser durchschaubar – Pfäfers mehr auf der missionarisch-seelsorgerischen oder auf der machtpolitischen Ebene zu suchen? Solch unkonventionelle, alle herkömmlichen Tabus sprengende Fragen wird die Geschichtswissenschaft bearbeiten müssen, wenn sie auf derselben Stufe wie die Atomphysik anerkannt und vom Interesse der Öffentlichkeit getragen sein will. Dies wiederum setzt voraus, dass sich jeder einzelne Bürger seiner

Mitverantwortung bewusst bleibt. Er muss die Historiker veranlassen oder in ihren eigenen Initiativen tatkräftig unterstützen, dass sie ganz konsequent auch Zusammenhänge wenig schmeichelhafter Natur erforschen, und dies ungeachtet der politischen oder konfessionellen Brisanz, die jedem historisch bedeutsamen Stoff fast zwangsläufig innewohnt.

Diesem Postulat wird vielleicht der *Einwand* entgegengehalten, es könnte in der Schweizergeschichte bei einem kompromisslosen Vordringen auf den innersten Kern *heimatliche Substanz* verlorengehen. Inwieweit eine solche Substanz überhaupt wetterbeständig ist, und ob Skrupel dieser und ähnlicher Art eine Wissenschaft davon abhalten dürfen, nach dem Ganzen, nach der vollen Wahrheit zu streben, wird der verantwortungsbewusste Laie, auf den es hier in oberster und letzter Instanz ankommt, sorgfältig erwägen müssen. Meines Erachtens findet eine Nation die innere Beziehung zu all dem, was wir mit den Worten Heimat und Vaterland zusammenfassen, ebensowenig im Bereiche von Nostalgie und Heimatstil wie in «Zorn und Scham» – nach einer Äusserung von Max Frisch –, sondern allein und ganz schlicht im Suchen nach der unbeschönigten Wahrheit in ihrer Geschichte.

Luzius Herold

VERALLGEMEINERUNGEN

Eindrücke aus der Schweiz und Amerika

Rückfahrt nach Bryn Mawr. Die Unterhaltung der fussballfreudigen Jungen in der Eisenbahn bis Winterthur am Sonntagmorgen ist laut und penetrant, aber

nicht anregend. Das Gefluche mit dem stereotypen «Hueresiech» wird auch werktags kaum abwechslungsreicher sein. Formen des ländlichen Barbaris-

mus. Dann die Gegenwelt: Im Zug nach Luxemburg bietet mir ein älterer Italiener Wein aus seiner Flasche an; es ist ja immerhin schon Morgenimbisszeit. Im Flugzeug nach dem Zwischenhalt in Keflavik die Eisberge von Grönland. In New York ist der Verkehr am Labourday-Wochenende natürlich recht rege, die Penn-Station wie gewöhnlich an Sonntagabenden aber wie ausgestorben. Einige junge Schwarze scheinen etwas verbrochen zu haben; jedenfalls werden sie von einem halben Dutzend Polizisten verfolgt. Ein Neger wird mit Knüppeln geschlagen und mit Füßen getreten. Zum erstenmal begreife ich, dass man hierzulande die Polizisten mit dem entwürdigenden Ausdruck Pigs bezeichnet. Doch wie könnte in dieser wilden Welt einverständnisbereiter Mann (wie es in London die Bobbies sind) bestehen? Neben solchen Grausamkeiten der amerikanischen Grossstadt wirkt das primitive Getue der jungen Ostschweizer von heute früh harmlos.

Auf der Fahrt im Metroliner nach Philadelphia erinnere ich mich wehmütig der TEE-Strecke in der Schweiz. Der Schienenverkehr in den Vereinigten Staaten wird vermutlich auch im nächsten Jahrzehnt noch altväterlich sein – ganz im Gegensatz zum Strassennetz und zum Flugwesen. Auch die Kommunikationsformen im weiteren Sinn bleiben uns fremd. An Stelle von Freundschaften, die im Abendland werden oder wachsen, an Stelle von Liebe, die es da in höchster oder niedrigster Form gibt und entsprechend gekennzeichnet wird, haben wir in der neuen Welt, vereinfacht ausgedrückt, das grob Faktitive. You make friends, you make love.

Die Studentenorganisation im be-

nachbarten Haverford zeigt am Freitagabend, wo sonst meistens interessante Filme zu sehen sind, das Pornoproduct Nummer eins «Deep Throat», wo der Geschlechtsakt wie ein Fussballspiel zur Schau gestellt wird. Das ruft bei verschiedenen Eltern und später auch bei Studenten Entrüstung oder Unwillen hervor, wird aber im allgemeinen als weitere Informationsmöglichkeit akzeptiert. Der Organisator verteidigt sich mit der wegwerfenden Bemerkung, der Streifen sei eben mehr als die amerikanische Antwort auf «Bambi», es sei ein Pornomeisterstück. In der gleichen Nummer der «News», wo dieses Ereignis diskutiert wird, kommt die Tat sache zur Sprache, dass Bryn Mawr, zusammen mit Yale, Vassar, Northwestern usw. in einer Umfrage des «Playboy» berücksichtigt worden sei. Die Reporter hätten herausgefunden, dass die Mädchen hier kaum mehr an Keuschheit glaubten, dass einige auch mit Männern zusammenlebten, die sie nicht liebten, dass andere recht glücklich seien, acht oder mehr Liebhaber zugleich zu haben. Eindeutig sei der Zusammenhang von Sex, Politik und Marihuana. Mädchen mit freiem Geschlechtsverkehr nähmen auch meist an Demonstrationen teil. Nur wenige von den jungfräulich Gebliebenen hätten sich politisch betätigt. Der Bericht wird keine Entrüstung auslösen. Beim Film meinte der Organisator, alles sei schliesslich eine Frage des Geschmacks. Gewiss auch mehr. Vermutlich möchten sich diese jungen Leute, beschützt in der teuren Efeuwelt lebend, wenigstens Freitagabends und im Sexuellen der sogenannten Wirklichkeit aussetzen.

Doch der Extremismus hat sehr unakademische Konsequenzen. In New York ist in den letzten Tagen ein Film

konfisziert worden, in dem nun auch die Schlussphase der Perversion praktiziert und nicht simuliert wurde: die Vernichtung des Lustobjekts.

Welche Kontraste im zwischenmenschlichen Bereich! Im Gespräch mit einem jungen Kollegen, der entlassen werden muss – er ist wohl sehr intelligent und ein guter Lehrer, kann aber zu wenig Forschungsergebnisse vorweisen – bin ich überrascht und tief beeindruckt von der souveränen Reaktion des «*Opposers*». Der Entlassene zeigt keine Spur von Bitterkeit, sagt sogar, er hätte im entsprechenden Fall gleich gehandelt. Ich kann mir keinen jungen Schweizer vorstellen, der die gleiche Kraft für Fairplay im harten Berufsleben hätte.

Am Tag darauf findet in einem der Dormitories ein sogenannter Mixer statt: ein Abend, wo Studenten von Haverford und Bryn Mawr zusammentreffen. Weil Bier ausgeschenkt wird, kommen sehr viele. Was da alles in Sesseln herumliegt oder in Gängen herumsteht – durch die laute Musik ist kaum ein vernünftiges Gespräch möglich – sieht keineswegs nach Vertretern von zwei Eliteschulen aus. Eine Bande unappetitlicher junger Leute, darunter höchstens als Ausnahme ein nettes junges Paar. Wirkliche Geselligkeit, besonders unter Jugendlichen, setzt offenbar eine lebendige gesellschaftliche Tradition voraus.

Ende Oktober spricht Prinzessin Pahlavi, die durch ihre Arbeit für internationale Frauenorganisationen bekannte Schwester des Schahs, auf Einladung des Colleges in der grossen Halle der alten Bibliothek. Das Programm wird eingeleitet durch Lieder unseres eindrucksvollen Renaissancechors: Präsident und Deans begleiten die elegante kleine Perserin im Talar zum Redner-

pult. Zur Begrüssung des hohen Gastes sollen sich die Zuhörer beziehungsweise die Zuschauer erheben, was eine Ehrenbezeugung mit grossem Seltenheitswert ist; nur wenige bleiben sitzen. Kurz nachdem die frommen Lieder verklungen sind, hört man draussen vor der Halle von persischen Studenten aus Philadelphia, die von den Leibwächtern nicht eingelassen worden sind, Protestrufe wie «The shah is a murderer!». Dann die Rede der Prinzessin, so weit man sie versteht bei dem Lärm von draussen: allgemein-nichtssagend. Zwischen den Leibwächtern und den Protestierenden kommt es zu Handgreiflichkeiten. Am Schluss verschwinden die Collegevertreter mit der Rednerin durch Seitenausgänge. Der Aperitif im kleinen Kreis wird in einem kostbar eingerichteten Kabinett der alten Bibliothek eingenommen.

Während der Veranstaltung, die auf mich bedrückender wirkt als irgend eines der bisherigen Collegeereignisse, fragt mich ein Kollege, wie mir die riesigen Kandelaber in der Halle gefallen. Ich mag dieses Gemisch von Renaissance, Neugotik und Jugendstil keineswegs; mehrere der von Efeu überwachsenen Gebäulichkeiten, die die Pendants von Oxford und Cambridge imitieren, sind ja auch nicht ganz nach unserem Geschmack. Der Kollege, ein einheimischer Historiker, meint, die Amerikaner brauchten solche äusserliche Zeichen der Tradition, weil sie sich kulturell unsicher fühlten – ähnlich wie sie einer Prinzessin fast voreilig ihre Reverenz erwiesen.

Eine Woche nach dem Anlass melden sich in den «News» und auch anderswo die Unzufriedenen: ob es mit den Ideen der Quäker vereinbar sei, dass man die Schwester eines Diktators

einlade, ob man vielleicht bei der Einladung auch an die durch die Ölgeschäfte freigewordenen Millionen gedacht hätte usw. usw. Daneben Bilder des strahlenden Präsidenten, wie er der Prinzessin zuprostet, Leibwächter im Handgemenge mit den Protestierenden. Der Präsident stellt sich zur Diskussion. Die Möglichkeit wird diskutiert, wie man bei anderen Berühmtheiten, zum Beispiel Golda Meir, Indira Gandhi, Sirimavo Bandaranaike, die von gewissen Gruppen ebenfalls strikte abgelehnt würden, reagieren sollte. Der Fall ist wirklich komplex. Für einen Europäer schwer durchschaubar, weil bei solchen Einladungen wegen des Privatgeschäftscharakters eines Colleges finanzielle Erwägungen viel offensichtlicher mitspielen, als wenn das Institut einer europäischen Universität den Industriellen X einlädt. Mein Kollege aus Schweden meint, es sei besser, mit diesem Diktaturstaat die Kontakte zu fördern und damit für Änderungen einzutreten, statt eine Politik der Gerechten treiben zu wollen. So stellt sich die uralte paradoxe Frage der politischen Entscheidungen auch hier.

Beiläufig komme ich im Unterricht wieder einmal auf das Sprichwort «Morgenstund hat Gold im Mund» – man ist ja hier ans Gegenteil gewöhnt: lange nach Mitternacht ins Bett zu gehen und am andern Tag noch um neun Uhr schlaftrig zu sein – und sehe wieder einmal, wie unübersetzbare volkstümliche Wendungen sind. Der entsprechende Satz «The early bird catches the worm» besitzt keine Spur von unserem Mysterium der Morgenröte. (Die Humanisten der beginnenden Neuzeit haben aus ihrem Lieblingswort ein etymologisches Exerzitium gemacht: Auroa habet aurum in ora.) Ein Mädchen, das keiner

Fliege ein Leid antun könnte, bekennt sich strahlend zu dem nach meinem Geschmack allzu realistischen Bild vom Würmerfrühstück am frühen Morgen. Wahrscheinlich, weil sie unsere deutsche Lebensweisheit sehr materialistisch auffasst und meint, der Ausspruch bedeute, am Morgen könnte man die besten Geschäfte machen. In Tat und Wahrheit hat sie gar nicht so weit daneben getippt. Mund geht vermutlich auf althochdeutsch munt = Hand, Schutz zurück und hat mit dem «Ora» der Humanisten wenig zu tun.

In Amerika gibt es neben der blitzblanken Effizienz der Supermarkets noch genug versteckt Biedermeierliches. Man nehme sich Zeit, einen der zahlreichen Hardwareläden aufzusuchen. Welch köstlicher Plunder stapelt sich da auf! In all den Vorräten von Schlüsseln, Schlössern, Besen, Nägeln, Schrauben, Haushaltgeräten, Sägen, Bohrern usw. usw. wird sich nur ein alteingesessener Verkäufer auskennen. Und die führen einen auch mit aller Geduld durch die kuriosen Labyrinthe. In Vermont habe ich einmal ein solches Haushaltsgeschäft gesehen wo hinter all den Schachteln und Gestellen, ein Tischchen für mögliche Kaffeegäste bereit stand. Und es wurde auch wirklich Kaffee serviert.

Wie viele Ausgewanderte treffen wir immer wieder, die den Mut zur Rückkehr nicht mehr aufbringen. Sie sind fasziniert vom Riesenland, von seiner Natur, von seinen Menschen und seiner Geschichte. Die (gemäß Rilke) «assortierten» Naturschönheiten der Schweiz kommen nach ihrer Ansicht dem Gewaltigen der amerikanischen Ebenen, Ströme und Gebirge nicht gleich. So bleiben sie hier, voller Heimweh nach dem Herkunftsland, oder kehren zurück, unzufrieden über die paar Klein-

lichkeiten im neuen Zuhause. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich einer Episode und eines Satzes aus dem Roman «Altershausen» von Wilhelm Raabe. (Ich war bei der Besprechung vor einigen Jahren erstaunt, wie rasch die jungen Amerikaner die Modernität Raabes begriffen, dieses sehr deutschen, versponnenen Erzählers, von dem ich gedacht hatte, man werde ihn hierzulande kaum verstehen.) Es handelt sich um den Besuch Professor Dr. Feyerabends im Heimatort und die Begeg-

nung mit dem geistig behinderten Jugendfreund Ludchen Bock. Der alte berühmte Mann, der sich in der grossen Welt ohne weiteres zurechtfindet, ist verwirrt ob der Problematik der Kleinstadt, in der er aufgewachsen ist, und es fällt dann die Bemerkung: «... es ist leichter, sich in eine fremde Welt zu finden, als sich in einer fremdgewordenen wieder heimisch zu machen.»

Hans Bänziger

GESCHICHTSTHERAPIE

*Wenn ich schlecht schlafe,
nehme ich abends vor dem Zubettgehen
einen historischen Atlas
mit einem Schluck Wasser.*

*Bis die Wirkung eintritt,
folge ich mit dem Finger
dem Reich der Hethiter, aber
bald muss ich von vorn beginnen, denn
genaugenommen
ist das Reich der Hethiter
das Reich der Ägypter,
was sage ich, das Reich der Assyrer...
Das Reich der Medo-Chaldäer...
der Perser...*

*Wenn das so ist, denke ich mir,
kannst auch du
ruhig schlafen.*

Marin Sorescu